

Arbeit am Menschenmaterial

Die Frage, mit welchen Mitteln sich der Mensch optimieren ließe, sorgt auch hierzulande für brisante politische Debatten. Ein Grund, sich den Begriff der Biopolitik näher anzusehen.

Es ist das Wort „Biopolitik“ eine Kampfvokabel, ein theoretischer Terminus, ein Programmbegriff, oder meint es einfach eine Politiksorte? Verdienstvollerweise hat der Hamburger Junius Verlag in seiner derzeit quicklebendigen Reihe „Zur Einführung“ nun auch einen Band über Biopolitik herausgebracht. Der Frankfurter Soziologe Thomas Lemke hat sich des Themas angenommen und behandelt es in insgesamt neun Kapiteln. Diese sind ansprechend geschrieben, laden den Leser allerdings zu einer Art historisch-systematischer Kreuzfahrt ein.

Einleitend schlägt Lemke eine basale Unterscheidung vor. Er will im übersichtlichen FM der Verwendung des Ausdrucks „Biopolitik“ „naturalistische“ Konzepte (Leben als Grundlage von Politik) von „politizistischen“ Ansätzen (Leben als Objekt von Politik) unterscheiden. Eigentlich enthält dieser Forschung schon eine These zur Sache — nämlich die Vermutung, dass es in dem zusammengesetzten Wort gerade nicht auf die Vermischung (und zwar eine gleichrangige Vermischung) beider Komponenten ankommt. Jedenfalls aber eignet sich die Unterscheidung dazu, in den ersten beiden Kapiteln einige historische Ansätze entsprechend zu gruppieren.

Lemke zieht auf der einen Seite eine Linie von der „antidemokratisch-konservativen“ Politikwissenschaft der zwanziger Jahre zum Nationalsozialismus, ergänzend dazu der politikwissenschaftliche Zweig einer „Biopolitologie“ seit den sechziger Jahren. Auf der anderen Seite schlägt er den Bogen von der wertkonservativen Ökopolitik der sechziger und siebziger Jahre zur sogenannten „technikzentrierten“ Biopolitik. Damit meint Lemke den heutigen Gebrauch des Wortes für „administrative und rechtliche Regulierungsprozesse, die Grundlagen und Grenzen biotechnologischer Interventionen bestimmen“. Eine Synthese beider Zielrichtungen (also von öko- und technizentriertem Begriffsverständnis) sei bei dem Berliner Philosophen Volker Gerhardt gegeben — nach Lemke ist Gerhards Ansatz ebenfalls „politizistisch“ und damit zu eng.

Die nächsten Kapitel heben dann — jenseits der einführenden Unterscheidung — drei Theorieentwürfe heraus, in welchen der Begriff „Biopolitik“ eine zentrale Rolle spielt. Lemke porträtiert Michel Foucaults einschlägige Überlegungen aus den siebziger Jahren sowie an Foucault anschließend „einander diametral entgegenstehende Interpretationen“.



Ein Körperturnier: Biopolitik will den Leib verbessern und nimmt Verschlimmerungen in Kauf. Foto: Michael Kretzer

Die nächsten Kapitel heben dann — jenseits der einführenden Unterscheidung — drei Theorieentwürfe heraus, in welchen der Begriff „Biopolitik“ eine zentrale Rolle spielt. Lemke porträtiert Michel Foucaults einschlägige Überlegungen aus den siebziger Jahren sowie an Foucault anschließend „einander diametral entgegenstehende Interpretationen“.

(beide Ansätze haben keinen Foucault-Bezug), sowie das Theorem der „Biopolitimität“ bei dem (an Foucault geschulten) französischen Medizinsociologen Didier Fassin. Unter der zweiten Überschrift — wir befinden uns nun in Kapitel sieben — firmieren Donna Haraway, Hans-Jörg Rheinberger und andere mit Thesen zum konstruierten Charakter der Natur. Paul Rabinows „Biosozialität“ und Nikoias Roses Arbeiten zu „Ethopolitik“ und „Vitalpolitik“ Kapitel acht schließt dann an mit dem viel älteren Sinn von „Vitalpolitik“, der sich in der deutschsprachigen Ökonomietheorie der fünfziger Jahre bei Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow findet, um dann noch weiter zurückzugehen, nämlich zu Rudolf Goldscheids „Sozialbiologie“ von 1911 mit einem Konzept des „Menschenmaterials“, das Lemke wiederum mit dem Humankapital heutiger Tage und also mit „Biopolitik“ in einem natter zu bestimmenden aktuellen Wort-sinn in Verbindung bringt.

Abschließend werden die Termini „Bioökonomie“, „Biowert“, „Biokapital“ vorgestellt. Der Frage, wie die Politisierung des Lebens sich mit dessen Ökonomisierung verschränke, werde bisher zu wenig nachgegangen. Als „Ausblick“ nennt Lemke drei Erfordernisse einer Analytik der Biopolitik. Es sollen „Wissenssysteme“, die dieses Wissen mobilisierenden „Machtstrategien“ und schließlich die „Subjektivierungsweisen“ untersucht werden, welche die Moderne mit dem Lichen verbindet.

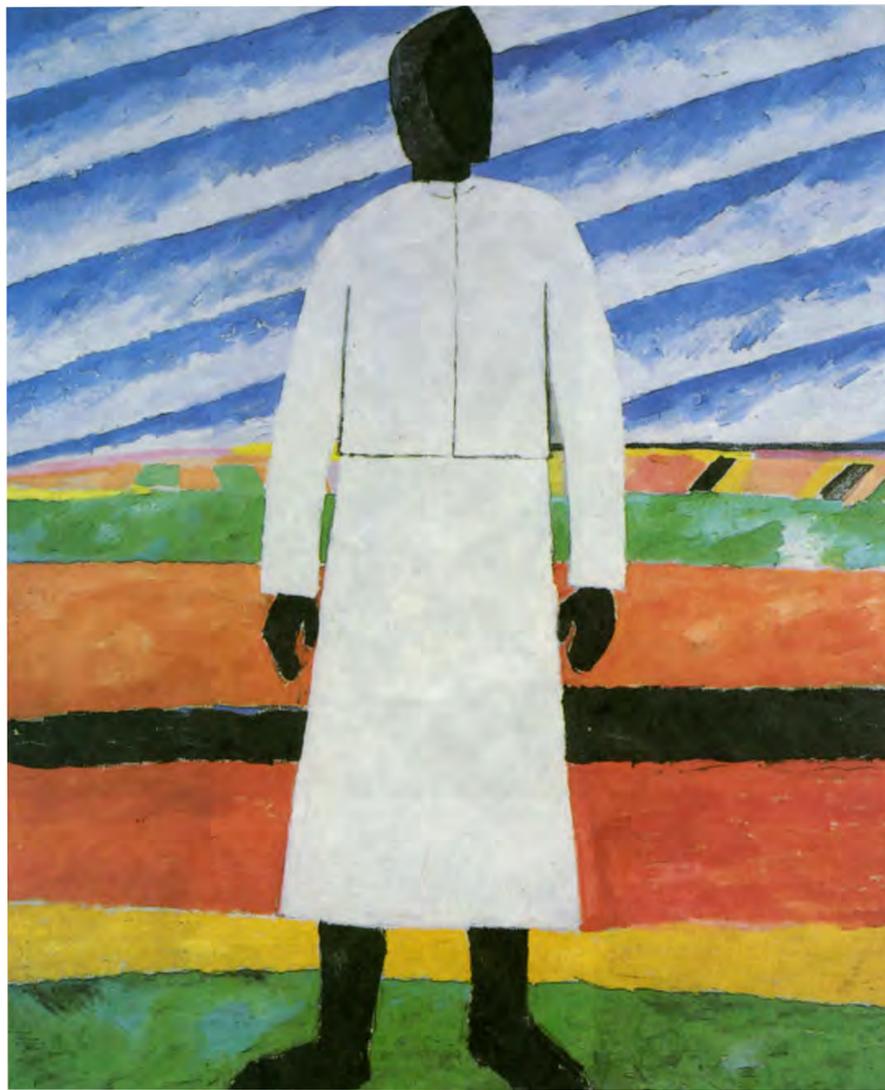
Überzeugend ist Lemkes Zugriff vor allem dort, wo er von Foucault her die Ansätze von Agamben und Hard/Negri ausleuchtet. Theoretisch motivierte Kritiklinien passen auch im Hinblick auf Fehler/HB er oder auf die regionalen politikwissenschaftlichen Ansätze, die im Text gewürdigt werden. Foucault selbst allerdings rubriziert Lemke unter die Überschrift der Biopolitik als „Regierung von Lebewesen“ und sieht bei ihm insgesamt drei Aspekte von Biopolitik: Bevölkerungspolitik, Rassismus/Thanatopolitik und die politische Ökonomie der „liberalen Regierung“. Das kann man so machen — freilich handelt es sich dann um eine, sagen wir, „trendige“ Akzentsetzung: Das von Foucault 1976 veröffentlichte Buch zum Thema, das den Begriff „Biopolitik“ im Kontext des sogenannten „Sexualitätsdispositivs“ erörtert, wird auf diese Weise jedenfalls in den Hintergrund gerückt — zugunsten zweier neuerdings publizierter Vorlesungen, die das Staatsproblem und Formen des politischen *Regierens* (sogenannte „Gouvernementalitäten“) behandeln.

Schwieriger nachvollziehbar und im Grunde etwas hilflos wirkt die historische Sortierarbeit. Man sieht die Bausteine, aber es fehlt der Wald. Die vorgestellten Kontexte werden kaum gegeneinander gewichtet — so stehen apokryphe „biopolitologische“ Positionen neben den aggressiven „Biopolitics“ des lebenswissenschaftlich grundierten Public-Health-Regimes heutiger Tage, die Ökonomie wird wenig plausibel einbezogen, der christliche Lebensschutz (seit der päpstlichen Enzyklika *Humanae Vitae* 1968 mit der Biologie versöhnt) fehlt als Kontext völlig, was begriffsgeschichtlich wie politisch unverzeihlich ist. Gerade die politische Einordnung — nämlich ein Rechts-links-Schema — dient Lemke aber als Ultima Ratio, wo die epistemologische Lage unklar bleibt.

Wieso die Ökonomie mit einem eigenen Kapitel vor die Klammer gezogen wurde, versteht man schon deswegen nicht, weil sowohl Foucault, Agamben, Hard/Negri als auch Lemke selbst die unmittelbare Verstrickung der Ökonomiegeschichte in Begriff und Sache der Biopolitik betonen. Auch die historische Diagnose hat Schwächen. Lang vor Kjellens „Biopolitik“ (1920) gab es Schallmeyers „biologische Politik“ (1905), und wenn von Kohls Staatsbiologie“ (1933) erwähnt wird, sollte Schallmeyers „Nationalbiologie“ (1905) nicht fehlen. Das Kompositum aus „Biologie“ und „Politik“ entsteht um 1900, nicht erst in der Zwischenkriegszeit.

Bleibt die in der Tat schwierige Frage: Weicher Biopolitikbegriff ist wie relevant für die gegenwärtige Diskussion? Wahrscheinlich ist es ein unwillkürlicher Mechanismus der Komplexitätsreduktion, dass in Lemkes Einführung anstelle der vielfältigen kontinentalen Debatten der letzten Jahre fast ausschließlich die in der englischsprachigen Hemisphäre derzeit angesagten Diskussionsbeiträge behandelt werden. Warum Giddens, Rabinow und Rose, nicht aber Serres, Sioterdijk und Sarasin? Das erfährt man nicht, und der Effekt ist misslich. Was fehlt, sieht bekanntlich keiner — und so werden nicht alle Leser dieser Einführung merken, dass bei Lemke gegen Ende eine bestimmte als aktuell empfundene sozialwissenschaftliche Perspektive gegenüber denjenigen etwa der Philosophie oder der Geschichtswissenschaft recht eindeutig den Vorzug erhält.

Dem Hang zu Theorieimporten und einer Versozialwissenschaftlichung des Themas wird das Vorschub leisten. Nichtsdestotrotz: Dieses Buch zur Biopolitik schlägt als Versuch einer Begriffsklärung eine wichtige und für künftige Diskussionen erfreuliche Schneise. PETRA GEHRING
Thomas Lemke: Biopolitik zur Einführung. Junius Verlag, Hamburg 2007. 171 S., br., 12,90 €.



„Peasant Woman“, um 1930: Wer bei Malewitsch nur an das „Schwarze Quadrat“ denkt, verkennt den Künstler

Foto: State Russian Museum

Der Maler des Absoluten

Andrei Nakovs beeindruckende Werkbeschreibung von Kasimir Malewitsch

Wüsste man es nicht besser, man könnte das voluminöse, vierbändige Werk von Andrei Nakov über Kasimir Malewitsch für den endgültigen Abschluss jahrzehntelanger Forschung über diesen schwierigen Künstler der russischen Avantgarde halten. Aber Jahrhundertkünstler wie Picasso, Matisse oder Kandinsky beschäftigen Forscher und Biographen immer wieder, und so wird auch die Literatur über Malewitsch mit Nakovs Forschungen nicht enden. „Mater des Absoluten“ nennt Nakov den Schöpfer des „Schwarzen Quadrats“, der Ikone der Abstraktion schlechthin. So enorm wichtig dieser „Nullpunkt der Malewitsch“, wie Malewitsch sein 1915 gemaltes Quadrat genannt hat, auch für die Kunstgeschichte gewesen sein mag, für den Künstler selbst, und besonders für die Rezeption seines Werkes sollte es sich eher als Belastung erweisen. Denn das Gesamtwerk stand stets im Schatten dieser Ikone, auf die sich Generationen abstrakter Künstler bezogen haben. Aber noch ein weiterer Umstand trug dazu bei, dass das Werk von Malewitsch mehr ein Mythos (Nakov) als ein Gegenstand seriöser kunsthistorischer Forschung gewesen ist. Der größte Teil des Werkes verschwand nämlich nach dem stalinistischen Verdikt gegen die Avantgarde in den Depots russischer Museen, und nur ein kleiner Teil fand eine Heimat im Stedelijk Museum in Amsterdam. Nur auf diese Bilder und wenige Schriften von Malewitsch konnte sich die Forschung lange Zeit beziehen, denn die sowjetischen Quellen standen nicht zur Verfügung. Und hier beginnt auch die unglückliche und deprimierende Geschichte der Edition des nun in französischer Sprache vorliegenden Werkes. 1927 war Malewitsch zum ersten und einzigen Mal im Westen, nämlich in Berlin gewesen, wo er zu der legendären „Ersten Russischen Kunstausstellung“ in der Galerie van Diemen eingeladen war.

Meister der Akribie

Gleichzeitig hoffte er auf eine Dozentur am Bauhaus, um dort seine theoretischen Arbeiten fortzusetzen. Doch Malewitsch musste zurück nach Leningrad. Seine Bilder und einige Schriften ließ er in der Obhut von Hans von Riesen in Berlin. Den Krieg überstanden sie unversehrt. Von Riesen schrieb eine Monographie über Malewitsch für den Kölner DuMont Verlag. Die Bilder gelangten nach Amsterdam. In den sechziger Jahren traten zwei tschechische Kunsthistoriker auf den Plan, Miroslav Lamac und Jiri Padra. Sie hatten als Angehörige einer sozialistischen „Brudernetz“ einen limitierten Zugang zu den Leningrader Archiven. Außerdem konnten sie Wegefähigkeiten von Malewitsch interviewen. Der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen beendete aber auch dieses Projekt, und das umfangreiche Material, das die beiden Tschechen zusammengebracht hatten, lagerte im DuMont Verlag. Aber auch der dritte Forscher, der bulgarische Kunst-

historiker Andrei Nakov, Absolvent mehrerer Eliteuniversitäten in Europa und Amerika, scheiterte am deutschen Verlagswesen. Erst viele Jahre später konnte er in Frankreich das Projekt abschließen. Schon vorher gab Nakov den Gesamtkatalog Malewitsch heraus. Mittlerweile darf er ohne weiteres als der weltweit führende Spezialist angesehen werden. Zusammen mit den Schriften des Künstlers, die in fünf Bänden in Russland ediert wurden, besitzen wir nun einen nahezu vollständigen Überblick über das künstlerische Œuvre genauso wie über die theoretischen Schriften des russischen Avantgardisten. Nakov hat zahlreiche neue Details aus den Archiven zutage gefördert, eine Fülle unbekannter, unveröffentlichter Fotodokumente. Aufgrund dieser Erkenntnisse hat er Malewitschs Geburtsdatum um ein Jahr korrigiert: Statt 1878, wie bisher angenommen, gibt Nakov nun 1879 als Geburtsjahr an. Aber das dürfte kaum von entscheidendem Interesse sein. Eher merkwürdig mutet auch seine Insistenz hinsichtlich der polnischen Herkunft der Familie Malewitsch an, deren Namen Nakov konsequent polonisiert und demzufolge Malewicz schreibt.

Beeindruckend an diesen vier Prachtbänden in einer Kassette sind die Forschungsergebnisse aus drei Jahrzehnten Arbeit. So danken wir es Nakov, dass die merkwürdige Datierung der Bilder, die Malewitsch selbst vorgenommen hat, endlich aufgeklärt ist. In zahlreichen Katalogen werden die impressionistisch beeinflussten frühen Bilder in das erste Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts datiert, denn der Künstler selbst hatte sie so beschriftet. Tatsächlich aber sind die meisten dieser Arbeiten erst in den dreißiger Jahren entstanden. Malewitsch hat damals praktisch sein Frühwerk rekonstruiert, wohl um seinen Studenten die Grundlagen seiner Malerei zu erläutern. Die Vorlagen für diese Arbeiten, das weist Nakov mit zahlreichen Bildbeispielen nach, stammen tatsächlich aus dem Frühwerk, dessen Arbeiten aber weitgehend verlorengegangen sind.

Eine der großen Stärken dieses Werkes besteht darin, dass Nakov die Figur Malewitsch und seine Kunst immer wieder in der Zeit rückkoppelt und den künstlerischen Kontext der frühen Avantgardedekade ebenso berücksichtigt wie die späteren Verhältnisse, in denen sich diese Avantgarde entweder selbst aufgelöst hatte oder von der Politik Stalins in den Untergrund getrieben worden war. Nakov gelingt es, Malewitsch als eine herausragende Führungsfigur nicht nur der russischen Avantgarde zu porträtieren, sondern auch als einen der wichtigsten Künstler des vergangenen Jahrhunderts. Nakov erweist sich als exzellenter Kunsthistoriker, der jede seiner Aussagen nach Möglichkeit mehrfach absichert und zahlreiche Quellen und Vergleiche heranzieht, bevor er ein Urteil fällt. Diese wissenschaftliche Methode ist

für den Normalleser oder den kunstinteressierten Laien wahrscheinlich nur schwer nachzuvollziehen. Sie ist aber gerade im Falle des Russen unverzichtbar. Denn Nakov muss mit einer Fülle von falschen Angaben, Fehlinterpretationen und teilweise auf mangelhafter Faktengrundlage geschriebener Publikationen aufräumen. Da ist es besonders ärgerlich, dass sich in Deutschland bisher kein Verlag gefunden hat, der die frühe Initiative von DuMont aufgegriffen hat und sich intensiv um das Werk von Malewitsch kümmert.

Schmerzliche Lektion

Die Mängelliste ist entsprechend groß: Weder sind die Schriften bisher ediert, noch gibt es eine vergleichbare wissenschaftliche Aufarbeitung des Werkes. Folglich beziehen sich viele deutschsprachige Kunsthistoriker noch auf die wenigen Schriften, die Malewitsch 1927 zurückgelassen hatte und die unter dem Titel „Die gegenstandslose Welt“ mehrmals aufgelegt worden sind. In Frankreich und Amerika ist die Situation etwas besser. Dort sind wenigstens große Auszüge aus den gesamten Schriften erschienen. Auch die Bilder im Amsterdamer Stedelijk Museum sind natürlich keine ausreichende Grundlage für ein kohärentes Malewitsch-Bild, das Nakov nun in dieser wunderbaren vierbändigen Edition geliefert hat.

Dabei werden auch viele Mythen, die sich im Laufe der Jahre um diesen Maler gebildet haben, zerstört oder in ein anderes Licht gerückt. So kann man bei Nakov auch lernen, dass Malewitsch 1927 nach Deutschland gereist ist, weil er hier einige Jahre leben wollte. Das war der Grund, warum er fast sein gesamtes damaliges Werk mit sich führte und es schließlich in Hans von Riesen's Obhut ließ. Er wollte mit diesen Arbeiten seinen Lebensunterhalt im Westen finanzieren. Das alles scheiterte an Hitlers Machtübernahme und an der Diktatur Stalins in der Sowjetunion. So wurde aus dem Konvolut der für die Moderne so bedeutenden Bilder ein Stragant der politischen Verhältnisse in Europa. Dass es darüber nun sogar juristische Auseinandersetzungen gibt und Rückgabeforderungen einer „Erbengemeinschaft“ aus Russland erhoben werden, ist dem kunsthistorischen Rang dieser Bilder ebenso wenig angemessen wie ihrer Emigrationsgeschichte. Dagegen ist das Ergebnis der über mehrere Jahrzehnte andauernden Forschungen von Nakov kaum zu überschätzen, und es rückt endlich diesen Jahrhundertkünstler an den ihm gebührenden Platz, der mittlerweile unbestreitbar neben Picasso, Kandinsky und Mondrian ist. Nakov hat sich ganz nebenbei als der führende Malewitsch-Forscher etabliert. Damit hat er auch den russischen Kollegen eine schmerzliche Lektion erteilt. HANS-PETER RIESE

Andrei Nakov: „Kasimir Malewicz te peintre absolu“. Vier Bände in einer Kassette. Thalia Edition, Paris 2007. 1596 S., 1642 Farb-u. S/W-Abb., geb., 295,- €.

Kulturen als Täter

Kampfabsage, olé, olé!

Wenn man nur wüsste, wer eigentlich Geschichte macht! Dann wäre vieles einfacher. Es gab Zeiten, da sollen es die Könige, die Nationalstaaten, die Klassen oder auch die Ideen gewesen sein, die als herrschende und ordnende Mächte die Konfliktlinien bestimmten. Heute scheint man geradezu intuitiv zu wissen, dass es „Kulturen“ seien, die den Strudel weltgeschichtlicher Ereignisse wie die Attentate vom 11. September 2001 hervorbringen.

Es begann damit, dass vor etwas mehr als zehn Jahren Samuel Huntingtons folgenreiches Buch „Clash of civilizations“ erschien. Es war eines der ersten weltweit beachteten Werke politischer Gegenwartsinterpretation nach dem Fall der Mauer und dem Ende der Ordnung des Kalten Krieges. Huntington entwarf ein höchst umstrittenes Szenarium von „Kulturkreisen“ die im Kampf miteinander liegen. Die Thesen, die Huntington entwickelte, sollten ausdrücklich einer „Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert“ dienen. Es wurde zumeist als selbstverständlich genommen und gar nicht weiter diskutiert, dass Huntington auf die Kategorie der Staatlichkeit in seinem Ordnungsschema verzichtete. Das passte zu einer neuen Weltpolitik, die die starren politischen Handlungseinheiten zugunsten neuer kollektiver Organisationsformen ablösen schien, und war überhaupt die Voraussetzung für Huntingtons These. Kultur wurde zum geschichtlichen Subjekt, zum Täter.

Die grabe Mehrzahl derjenigen, die Huntingtons Thesen eine andere Sicht entgegenhalten, begeben sich leicht auf dasselbe theoretische Plateau, indem sie erwidern, dass die Kulturen doch anders seien als von Huntington dargestellt. Auch Ilija Trojanow und Ranjit Hoskote folgen diesem Weg, wenn sie in ihrem Buch „Kampfabsage“ schon im Untertitel behaupten: „Kulturen bekämpfen sich nicht — sie fließen zusammen“ (Aus dem Englischen von Heike Schlatterer. Karl Blessing Verlag, München 2007. 239 S., geb., 17,95 €).

Es lohnt sich, auf die Metaphorik zu achten: Kämpfende Kulturen „wären wohl Akteure, aber was sind zusammenfließende Kulturen“ dann? Den Wechsel von einer personalisierenden zu einer naturalisierenden Perspektive könnte man ja begründen, wenn man ihn nur reflektieren und dann Schlüsse ziehen würde. Dazu aber haben die Autoren sich nicht entschlossen. Ein Beispiel ganz zu Beginn des Buches charakterisiert die Art der Argumentation für die ganze Liste, die die Autoren anführen vom Mittelalterlichen Europa bis Herkunfts des verbreiteten Fußball- und Freundschaftstruffs „Olé, olé“ aus dem arabischen „Alla“ angeführt, um darzulegen, dass niemand sich vor einer „Islamisierung“ zu fürchten brauche, da islamische Verstärktstücke längst in die europäische Alltagskultur eingegangen seien. Die vermeintlichen Feinde des Abendlandes seien also weder fremd noch überhaupt Feinde. Zwar gebe es Unterschiede, aber keine unüberwindbaren Gegensätze.

Die Autoren schicken sich an, zu zeigen, „dass der Ursprung der wichtigsten westlichen Werte, Technologien und kulturellen Errungenschaften im Mittelmeerraum des neunten bis fünfzehnten Jahrhunderts zu finden ist, vor allem im muslimischen Herrschaftsgebiet al-Andalus“, darüber hinaus auf Sizilien und in Venedig. Erstens darf man diese These mit Eug und Recht in ihrer abstrusen Allgemeinheit bezweifeln. Was sind denn wohl die wichtigsten „westlichen Werte“? Man ist ratlos, weil die historische Argumentation der Autoren selbst unhistorisch verfährt. Dadurch verpufft die Aussage der Beispiele und führt zu nichts.

Es ist Trojanow und Hoskote gleichwohl anzurechnen, dass sie gar nicht leugnen, dass dieses „Zusammenfließen“ oft höchst gewalttätige Formen annimmt. Man reißt sich aber doch die Augen: An wen richtet sich eigentlich ein Buch, in dem im Einzelfall mehr oder weniger zutreffend dargelegt wird, dass es im Lauf der Geschichte wechselseitige kulturelle Einflüsse durch Religionen und Staaten hindurch gegeben habe, das also keine „Kultur“ je völlig autochthon war und ist? Das ist nun sicher keine Neuigkeit. Vielleicht würde es auch gar nicht schaden, das alles wieder einmal aufzuschreiben, wenn die Autoren dabei nun nicht ausgerechnet jenen Fehler begehen würden, den ihr Buch korrigieren soll.

Denn wie die fragwürdige Rede vom „Ursprung“ schon anzeigt, findet auch hier eine Essentialisierung von Kulturen statt. Es ist das Gegenteil von Kulturgeschichte, wenn der Zusammenhang von Kultur und Machtpolitik nicht berücksichtigt oder als bloße Ideologie vernachlässigt wird. Erst die politisch-historische Pragmatik des Kulturaustauschs würde zeigen können, wie sich gegenseitige Abgrenzung und Aufnahme zueinander verhalten. Das Problem scheint doch darin zu liegen, dass, wie das Buch zeigt, dieser Austausch auch dazu führen kann, dass die sich austauschenden Kulturen dabei beide verlieren und unter dem Druck primitivster Ideologien unter das Niveau längst erreichter Einsichten gehen. Und dann das Selbstverständliche auch noch so erzählen, dass es gar nicht in den aktuellen Bezügen fruchtbar werden kann. MICHAEL JEISMANN